

Der hl. Abt Theodor († 826). Der aszetische Meister von Studion und die Studitenmönche*

Von Basilius Hermann O. S. B., Abtei Neresheim

Als eigentlicher Gesetzgeber des griechischen Mönchtums darf der heilige Basilius der Große gelten. Ihm ist in allen Fragen des aszetischen Lebens bei den Mönchen des Morgenlandes eine fast unfehlbare Autorität zuerkannt worden, wie es auch der äußeren Organisation der Klöster nach fast nur Basilianer gibt. Doch ist nach dem großen Basilius um die Zeit Karls des Großen noch ein zweiter aufgestanden, der den orientalischen Mönchspatriarchen glücklich ergänzt, ihn geistig durchdrungen und die teilweise noch wenig entwickelte Organisation bis in Kleinigkeiten hinein durchgeführt hat: Der heilige Abt Theodor von Konstantinopel, näherhin vom Kloster Studion, das durch ihn eines der berühmtesten des griechischen Ostens geworden ist. Albert Erhard nennt ihn „eine der edelsten Gestalten der gesamten byzantinischen Kirchen- und Literaturgeschichte“. In gewaltigen Kämpfen mit den byzantinischen Herrschern hat Abt Th. durch länger als ein Menschenalter den Anführer der Guten gemacht und sich einen unvergänglichen Namen verdient. Von besonderer Bedeutung, aber auch etwas vom Schönsten in Th.s Leben ist die rührende Anhänglichkeit und das unbedingte Vertrauen, womit er sich an den Hl. Stuhl hielt und die religiösen Gefahren nicht besser überwinden zu können glaubte, als indem er sich in Briefen und Botschaften voll Glaubensgeist und demütiger Unterwerfung an die Päpste Leo III. und Paschalis I. wandte, um seinen bedrängten Brüdern die Einheit des Glaubens und die Reinheit der Sitten zu erhalten und sie vor den Ansprü-

* Im folgenden sind die „kleinen“ und die „großen“ Katechesen des hl. Th. von Studion und jene 124 Klosterreden zugrunde gelegt, die von Papadopoulos Kerameus in Petersburg (1904) herausgegeben worden sind. Daraus ergeben sich die Abkürzungen: Kl. K. = Kleine Katechesen; Gr. K. = Große Katechesen; Pap. = Die Sammlung von Papadopoulos Kerameus. Fundort der „Katechesen“ ist Bd. IX der *Nova Patrum Bibliotheca* von Cozza Luzi. Lateinisch finden sich die Kleinen Kat. auch in *Migne Patr. Gr.* 99; wissenschaftlich ediert hat dieselben Emm. Auvray, Paris, Lecoffre 1891. Eine Anzahl der ansprechendsten Katechesen erscheint beim Verlag M. Grönwald, Mainz. Desgl. die Briefe. Vgl. zum Ganzen die neue Lebensskizze des Heiligen von Dr. Max, Herzog zu Sachsen: *Der heilige Theodor, Archimandrit von Studion*, München, Gg. Müller, 1929.

¹ Bei *Krumbacher*, *Gesch. d. byz. Literatur*, München 1897.

chen hoffärtiger Anmaßung zu schützen, die so gern der byzantinischen Kirche und ihrem Patriarchen, oder besser dem oströmischen Kaiser, den Primat zuerkannte.

Es ist daher unbegreiflich, daß sich die katholischen Gelehrten, zumal in unserer Periode steigenden päpstlichen Ansehens so wenig mit Th. befaßt² und es den Protestanten (Thomas und Schwarzlose) überlassen haben, in ihrem Sinn an die Erforschung und Beurteilung dieser überragenden Persönlichkeit heranzutreten. Übrigens ist diese Arbeit der Außenstehenden mit vieler Liebe und Gerechtigkeit, wenn auch nicht immer mit vollem Verständnis geleistet worden und dürfte uns so inne werden lassen, was für Größen wir die Unsern nennen, ohne sie zu kennen. Jetzt, wo ohnehin so viele Stimmen laut werden, die getrennten östlichen Brüder zur alten Einheit aufzurufen, wäre es an der Zeit, sich mit Th., diesem glühenden Eiferer für Gottes Ehre und das Dogma der Kirche, mehr zu befreunden und durch Liebe und Dankbarkeit gegen ihn die Orientalen, die ihn ja auch mit Stolz als den Ihrigen in Anspruch nehmen, zu freundschaftlicher Annäherung einzuladen. Vielleicht daß es dann allmählich auch als Pflicht der Gerechtigkeit erkannt wird, den hl. Abt und Bekenner, der an die 40 Jahre wie ein Athanasius oder Cyrillus die Kampfsmühen der Rechtgläubigkeit getragen und die Frömmigkeit zu neuem Aufschwung in Ostrom geführt hat, jenen verdienten Männern beizuzählen, die von der gesamten Kirche als Lehrer gepriesen werden.

Als Lehrer des vollkommenen Lebens im Kloster wollen wir den hl. Abt im folgenden kennen lernen.

Der Mönchsberuf und die Katechesen

Wer ist ein Mönch? Abt Th. gibt zur Antwort:

„Wer allein auf Gott hinschaut, wer allein nach Gott verlangt, wer allein mit Gott verbunden ist, wer Gott allein für sich in Anspruch nimmt, wer Frieden mit Gott hat und andern zum gleichen Frieden verhilft: Der ist ein Mönch“ (Kl. K. 39).

Man könnte meinen, diese vielsagende, rhetorische Definition fließe aus der Feder eines Pax-liebenden Benediktiners; aber wir werden sehen, daß

² Eine rühmliche Ausnahme bilden G. A. *Schneider* (Der hl. Theodor von Studion, Sein Leben und Wirken, Ein Beitrag zur byzantinischen Mönchsgeschichte, Münster, Schöningh, 1900) und *Marin* (Saint Théodor, Paris, Lecoffre, 1906). *Avvray* und *Tougaard* haben sich gleichfalls um die wissenschaftliche Forschung verdient gemacht.

noch viele andere Übereinstimmungen, allerdings auch Divergenzen zwischen Th. und dem hl. Benedikt und den Benediktinern vorhanden sind. Schon rein äußerlich treffen sich die beiden Mönchsväter im ernsthaften, treuen Festhalten am gefaßten Vorsatz des Gottsuchens. „Freund, wozu bist du gekommen?“ fragt man sich bei den Benediktinern vom ersten Tage an, und Th. kommt auf diese Selbstkontrolle sehr oft zurück. Gewöhnlich erinnert der Studitenabt an den hl. Arsenius, der sich durch die Frage: „Wozu hast du die Welt verlassen?“ in seinem Eifer wach erhielt.

„Auch jetzt wieder wollen wir das hochgefeierte: Arsenius, wozu hast du die Welt verlassen? uns in die Erinnerung rufen; denn wir sind, meine Brüder, nicht für das Behagen unseres Leibes ins Kloster gegangen; auch nicht eine gediegene Bildung oder die Kunst, schön zu schreiben und sich darauf etwas einzubilden oder ein beliebter Vorleser zu sein. Unsere Absicht, den anderen den Rang abzulaufen und ihnen in irgend einem Amt vorgezogen zu werden, konnte es auch nicht sein. Nein, nichts von alledem ist es gewesen. Was war es also? Wir wollten uns von unseren Sünden reinigen, wir wollten die Furcht Gottes anziehen und demütig werden bis zum Tod, bis zum Tode am Kreuz. Wir wollten unseren Widerpart bekämpfen und unseren Mann stellen gegen die Weltbeherrscher der Finsternisse dieser Welt“ (Gr. K. 45).

Eigentlich war Th.s ganzes Lehren und Ermahnen auf dieses eine Ziel hingERICHTET, die Entschlossenheit des ersten Berufes wach zu erhalten und ihr immer neue Nahrung zuzuführen. Es ist wirklich auffallend, wie oft der hl. Abt über seine Pflicht, den Mönchen das Brot des Wortes zu brechen, zu sprechen kommt, und immer sind es Flammen, die aus seinem glühenden Herzen schlagen und geeignet sind, jeden brennbaren Stoff in ihnen zu entzünden und die Glut des ersten Feuers zu erhalten. Die Kapitelsreden bildeten geradezu das Hauptmittel, um die gute Ordnung im Gang zu erhalten, die Gemüter zu vereinigen, den Eifer zu spornen und die großen Ziele des zönotischen Berufes zu verwirklichen. Folgende Worte Th.s haben einen programmatischen Sinn und kehren dem Sinne nach hundertmal wieder:

„O wäre ich doch so glücklich, euch mit einem Leben und einer Lehre zu dienen, die fähig wären, die Seele eines jeden einzelnen von euch bis zum Maße der Vollendung emporzuführen“ (Gr. K. 30).

Mehrmals wöchentlich hielt der Abt diese immer kurzen Unterweisungen, die in Studion „K a t e c h e s e n“ hießen und gewiß eines der Fundamente waren, auf denen Studions Größe beruhte. Der Heilige selbst erklärte eines Tages:

„Trotzdem es ein ganzes Meer von Belehrungen aus den gottinspirierten Väter-schriften und Homilien gibt, haben doch meine Ansprachen einen anerkannten Nutzen“ (Gr. K. 21).

Begreiflicherwise gab es auch taube Ohren und andere als nur lobende Stimmen, die den Abt weniger befriedigten und die er nicht ohne Antwort lassen durfte.

„Warum die Katechesen?“, klagte er einmal und dutzendmal. „Vielleicht, um für einen Augenblick euer Ohr zu kitzeln und ein Lob zu ernten, das vielleicht aus überzeugtem, vielleicht aber auch aus schmeichlerischem Herzen kommt? Nein, nein, meine Söhne! Die Katechese wird gehalten, damit ihr höret und damit die Kraft von euren Seelen Besitz ergreift und damit sie eine Frucht hervorbringe durch die Gnade Christi Ich mache aber oft und bei vielen die Wahrnehmung, daß mit der Vorlesung³ sofort auch das Gehörte vergessen ist, als ob ihr überhaupt nichts gehört hättet. Denn kaum sind wir hinausgegangen, da sind wir auch schon wieder in die nämlichen Fehler verfallen. Der eine spricht zur Unzeit, der andere stellt unbesonnene Fragen. Einer murrst, und wieder einer drückt sich, wo die Pflicht ihn ruft. Andere befassen sich mit Schwätzereien oder säen Zwie-tracht. Dieser verschwindet irgendwo in einem geheimen Winkel des Klosters, und der verläßt überhaupt mit Mühe sein Bett, wo schon die Sonne hoch am Him-mel steht und will nicht an die Arbeit Nicht so, meine Söhne! Von euch darf es nicht heißen: ‚Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir.‘“

Der Tadel fiel nicht auf den Boden; denn Th. tadelte selten. Noch weniger geizte er mit dem Lob, wenn er dadurch den Eifer entflammen und den Mut heben konnte. Er freut sich, daß in Studion der Heroismus von chedem nicht ausgestorben ist und führt den Tatsachenbeweis: Vor allem findet man bei den Seinen noch völligen Verzicht auf die Freuden der Welt, diese sichere und notwendige Grundlage des übrigen klösterlichen Tugendstrebens. Und die hl. Armut geht soweit, daß die Studiten bis auf eine dünne Nadel nichts persönlich ihr Eigen nennen. Im Essen

³ Hieraus darf man nicht den Schluß ziehen, als hätte Th. seine Kapitelansprachen nicht frei vorgetragen, sondern nur vorgelesen. Er nahm vielmehr das Mittel des Vorlesens nur für die Zeit seiner häufigen Krankheiten in Anspruch, wenn er zu freier Rede zu schwach war oder überhaupt nicht erscheinen konnte. Die sog. „großen Katechesen“ tragen den Stempel feiner Ausarbeitung an sich, während die kleinen im Gedanken zwar gut überlegt, in der Darbietung aber schlichter waren. Nicht selten muten uns freilich gerade diese naturhaften Gewächse am freundlichsten an und erinnern noch am wenigsten an die uns Abendländern wenig zusagende Art byzantinischer Überfülle.

und Trinken sind sie anspruchslos und die meisten haben sich so in der Gewalt, daß sie mit Wassertrinken zufrieden sind. Unwichtig kommt ihnen auch die Kleidung vor. Mit jeder Kukulie und jeder Tunica und mit jedem Paar Sandalen begnügen sie sich, mögen die Sachen noch so alt oder geflickt sein (Gr. K. 21, 22, 23). Keinen Spaß verstand Th. gegenüber Dingen, die eines Mönches unwürdig waren. Auf die Menschlichkeiten in diesem gewaltigen, wenig unter tausend Köpfen zählenden klösterlichen Organismus wird die Sprache später kommen. Hier nur der Hinweis, daß der hl. Abt blitzte und donnerte, wenn es galt, ein Übel im Keim zu unterdrücken. Das war zum Beispiel der Fall, als einige Ältere und Jüngere jene heilige Würde, Vornehmheit und Unnahbarkeit verletzt hatten, die als Duft und Blüte peinlicher Herzensreinheit die Gottgeweihten auszeichnen muß.

„Wenn ihr nicht zur Besinnung kommet, dann Himmel, entsetze dich über die Untersuchung, die Bußen, das Feuer, das es geben wird. Ja, ja, ihr zeigt, daß euch meine Güte zur Verachtung reizt. Doch bin ich nicht der. Habe ich auch Geduld, so kann ich doch zu seiner Zeit wie Feuer lodern, und bin ich auch nachsichtsvoll, so kann ich doch wie ein Schwert mich gegen euch erheben. Gebet acht, daß ich nicht wie ein Phinees werde . . . Doch bitte und beschwöre ich euch, lasset es soweit nicht kommen. Aus Herzensgrund und der Erschütterung meiner Seele rede ich zu euch . . . Noch seid ihr nicht wachsam genug, noch habet ihr euch in der Aszese nicht lang genug bewährt.“ Er schließt: „Nicht aus Mangel an Liebe oder Mitgefühl habe ich zu euch gesprochen, sondern mit vielem und heftigem Bedauern“ (Gr. K. 10).

Das letzte war kein Zurücknehmen, sondern eher eine notwendige Würze der erfolgssuchenden Rede. Die erbarmende Liebe ist ein nie versagendes Mittel der Führung anvertrauter Seelen, deren Wert schon der hl. Paulus inne geworden war, als er der Liebe den höchsten Rang und die höchste Macht zuerkannte. Th.s Liebesdrang, der fast zum Theatralischen zu neigen schien, aber echte und unverfälschte Liebe blieb, war unbedingt das erste Geheimnis seines Erfolges und der Ausweis für ihn, um die Pforten zu jedem Herzen zu passieren. Konnte es denn eindrucklos bleiben, wenn er irgendwo versicherte:

„Könnte ich aus meinem Gebein und Mark und aus meinem Fleisch und Blut eine Speise bereiten, um sie euch vorzusetzen!“ oder: „Mit Fäusten wollte ich ins Gesicht geschlagen und von den Raben aufgefressen, ja, im Feuer verbrannt werden aus Liebe zu Gott“ (Gr. K. 77) oder: „Selige Freude umfängt mich, wenn ich eure gute Ordnung wahrnehme und wie ein jeder sich beständig

müht und heiligt . . . Da komme ich mir vor, wie ein König und denke dann, so genußsüchtig ich bin, weder an Speise noch an Trank“ (Gr. K. 77). „Für Fleischesliebe aber bin ich nicht zu haben. Denn sie bietet so wenig wie das Spiel eines Traumes, während die Liebe mit dem Zeitlichen ewige und unsterbliche Güter einhandelt“ (Gr. K. 9).

So ließ der hl. Abt sein Ziel niemals aus dem Auge, um mit weichen und harten Tonarten die Verzauberung der ersten Berufsfreude bei den Seinen festzuhalten. Wie ein Turnmeister, der unersättlich immer neue und höhere Erfolge sehen will, rief er gewissermaßen den Mönchen beständig die eine Ermunterung zu, die er eines Tages in die Worte kleidete:

„Lasset uns die Kämpfe lieben, sparen wir nicht mit unserem Schweiß, ergreifen wir die Lorbeerkränze, reißen wir an uns die Güter, die kein Auge je gesehen und kein Ohr vernommen und kein Menschenherz vermutet hat“ (Gr. K. 1).

Kam dann einmal ein Meilenstein, an dem man rasten und sich mit Zufriedenheit am Errungenen erfreuen durfte, kargte Th. auch nicht mit dem Eingeständnis des Erfolges.

„Ihr seid berühmt geworden“, sagt er den Studiten, „in der ganzen Kaiserstadt. Man beruft sich auf euren frommen Wandel und wer die Religion liebt, nennt mit Freude und Ehrfurcht euren Namen, und das geht hinauf bis zum Patriarchen und zum Palast des Kaisers. Dank sei dafür der übergroßen Güte Gottes . . . Denn von ihm, für ihn und durch ihn ist das alles“ (Gr. K. 74).

Man wird nicht sagen können, daß die Methode Th.s heute noch gebilligt wird. Wir verwöhnten Europäer wollen Abwechslung und feine Gedanken haben, und der religiöse Redner ist gewohnt, die praktische Anwendung oft nur anzudeuten. Aber was den Heiligen von Studion rechtfertigt, ist der unbedingte großartige Erfolg seiner Lehrweise und seiner Liebe. Er war das Orakel seiner Zeit und der Mann der Stunde, der die geistige Elite um sich scharte und zugleich mit Taten nicht schlechter als mit Worten redete. Und wenn die Mahnung zur Wachsamkeit, wie Christus sie uns hinterließ und wie sie uns im Evangelium der Bekenner und Jungfrauen oft und oft begegnet, die wichtigste Parole auf dem Wege zu Gott ist, dann war Th. einer der treuesten Beobachter dieser Warnung und die Lehre seiner 61. Kleinen Katechese ein Ausfluß seines eigenen Wesens: „Das ist das Kennzeichen wahren Christentums, das auch das Merkmal echter Mönche, in einem fort für den Kampf um die Tugend bereit zu stehen und nichts höher zu achten als Gottes Gebot.“

Gnade und Glück des heiligen Berufes und der Ewigkeitssinn

Solches Wachsein ist in der Tat das Ideal des Christen in der Welt und doppelt des Mönches im Kloster. Aber wer bringt die Leistung fertig? Th. fand sie so schwierig nicht, weil ihm die innigste Vereinigung mit Christus immer neue Kraft zuführte. Ist überhaupt der Beruf etwas anderes als das beständige Zusammensein mit dem Herrn, wie es die Apostel hatten? Immer wieder heißt darum das Mönchsgewand ein „apostolisches“.

„Ein heiliger Beruf ist der Klosterberuf und engelhaft und reicht heran an das Verdienst des Martyriums“ (Gr. K. 11).

Ja, unser Leben soll ganz ein Widerspiel des Lebens Christi selber sein und zur Anteilnahme an dessen Würde und Herrlichkeit führen, wenn freilich auch die Teilnahme an seinem Kreuz und Leiden vorausgehen muß. Das der Unterton von Äußerungen, wie sie in kaum einer Belehrung fehlen und einmal lauten:

„Viel Schweiß ist zu vergießen, aber ewig ist der Schatz. Ihr kämpfet, ich weiß es; ihr streitet, ihr duldet wie die Märtyrer. Ich lasse euch durchbohren und kreuzigen durch die Abtötung eures Willens; doch freuet euch! Der Himmel winkt“ (Gr. K. 55). „Ein überaus wunderbares Licht ist die monastische Lebensart, zu der wir berufen sind und in der wir die Hymnen dessen singen, der die Himmel (die Seelen) in den Schmuck der Tugend gehüllt hat: denn die Mönche sind die Nerven und die Muskulatur der Kirche. So groß ist die Würde, die Gott in seiner Güte an uns vergeben hat“ (Kl. K. 14).

Soll man sich da wundern, daß Th. der Berufsgnade die außerordentliche Wirkung zuschreibt, daß sie wie ein Sakrament die Seele in die erste Sündelosigkeit zurückversetzt? Kaum eine Woche durfte vergehen, ohne daß er den Mönchen irgendwie diese herrliche und verheißungsvolle Wahrheit in Erinnerung brachte: Im Paradies ging unsere Unschuld verloren. Wir erhielten die erste Seelenschönheit durch die Taufe wieder und verloren dann auch diese neuerdings. Ein drittes Mal verließ er uns den Schmuck durch das feierliche Gelübde der Jungfräulichkeit. Da hat uns Gott alle unsere Vergehen nachgelassen und durch das Leben des Kreuztragens wie in der Taufe den Schuldbrief abgetan (vgl. Gr. K. 26).

Daß solche Gedanken aus frischem Quell hervorsprudelten und nicht etwa nur billige Phrasen waren, zeigt sich bei jenen Gelegenheiten, wo Abt Th. auf das Glück des monastischen Berufes zu sprechen kommt und dann aus einem Redner ein wahrer Hymnen- und Dithyrambendichter wird:

„Aus welchen Verhältnissen hat uns Gott befreit und zu sich berufen, aus welchen Gefahren und großen Leidenschaften hat er uns herausgerissen und uns zu diesem leuchtenden und heiligen Gewand herbeieilen lassen! So viele und so bedeutende andere Menschen, Verwandte und Freunde . . . mußten draußen bleiben. Wir allein durften ausziehen aus der ägyptischen Knechtschaft und auf diesen hohen Berg des klösterlichen Wandels hinaufsteigen, von dem aus wir wie in einen Abgrund hineinschauen. Da treten die Menschen einander und werden getreten und mühen sich für nichts und wieder nichts vergeblich ab. Um vergängliche, unbeständige und hinfällige Dinge vergießen sie einen unaufhörlichen Schweiß. Und bleibe es nur bei dem! Schließlich endet es ja doch mit dem Sterben . . . Welchen Dank müssen wir da Gott darbringen! Lauter als die Israeliten wollen wir den Herrn preisen und jubeln: „Lasset uns dem Herrn lobsingeln; denn groß hat er sich verherrlicht. Roß und Reiter hat er ins Meer geworfen!“ (Gr. K. 27).

Einmal schilderte der Studitenabt den anfänglichen Glanz und das traurige Ende des reichen Prassers und seiner zehntausend Vettern. Dann sagte er:

„Wir aber sind von all dem Elend befreit dank der Gnade, die uns berufen hat. Wir dürfen im Hause Gottes selber weilen, in seiner Hürde, in der Beobachtung seiner Gebote und Vorschriften und machen uns vertraut mit den heiligen Schriften. Täglich verkehren wir mit allen Heiligen, indem wir heute mit Moses, morgen mit Paulus sprechen. Unser Leben und Weben ist himmlisch. — Wenn wir auch nicht in Saus und Braus genießen und uns wie die Schweine für den Schlachttag mästen können, wenn uns versagt bleibt, zu tanzen und zu scherzen und zu lachen, wenn uns der Sport mit Pferden und die Hoffart der Prunkgewänder versagt ist, so soll uns das nicht anfechten, sondern unsere Freude steigern und für diejenigen traurig stimmen, die darin aufgehen“ (Gr. K. 30). „Größer als jedes politische Amt oder militärischer Vorrang, höher selbst als der Kaiserthron, ja unendlich höher als dieser ist der Klosterberuf Daher ist unser Wollen die Aszese . . . Wir tragen den Harm der Enthaltbarkeit, um desto ungestörter zu genießen. Wir trinken Wasser und begnügen uns mit Fastenkost, treiben Handarbeit und gehen durch geistige Finsternisse. Wir gehen durch den Glutofen der Versuchungen, wir rotten unsere Gelüste aus und sterben in unseren Entbehrungen. Wir gehen durchs Leben ohne Freunde und Kameraden, ohne Namen und ohne Stammbaum. Der Grund, weshalb wir all das unternehmen, ist das ewige Leben . . .“ (Gr. K. 1).

Das ist wirklicher Gottesfriede auf Erden und kommt auf seine Art jedem zu, der mit der Erfüllung der Gebote und Räte Ernst macht. Aber eine Steigerung und Sicherung dieses Friedens liegt für den Mönch noch ganz besonders in der zönotischen Lebensform, die ihn in allem von

einer Regel und von einem Abte abhängig macht und so recht erst die Krönung des Berufes darstellt.

Denn „ein großes Wunder ist es, wenn ein Heiliger Teufel austreibt, wenn Blinden die Augen aufgehen oder Aussätzige wieder genesen, ja, wenn Tote aufstehen oder die Elemente verwandelt werden oder wenn Berge wandern und . . . die Wüste feucht und fruchtbar wird. Aber nicht weniger wunderbar, wenn Männer aus allen Ländern, Geschlechtern, Lebensaltern und Zonen sich zu einem großen Organismus zusammenfinden und so vollkommen sich ineinander fügen und ineinander schmiegen, wie die Glieder eines fehlerlosen Leibes, wenn so viele Seelen und Herzen und Sinne sich auf ein einziges Ziel hinlenken lassen, und zwar nicht auf ein böses, sondern ein gottgewolltes. Und dieser Organismus ist so stark, daß ihn kein Mensch niederringen könnte. Nicht einmal die Macht des Staates, nicht die Herrschgewaltigen und die Kaiser kommen gegen ihn auf, und selbst der Fürst der Finsternis ist ohnmächtig gegen ihn. Werden nämlich hier nicht auch Teufel ausgetrieben?! Oft genug, sozusagen Tag für Tag, ja stündlich erleben wir das. Indem ein jeder einzelne von uns den Geist der Fleischeslust, der Trägheit . . . abfertigt, wird er ein Wundertäter. Ja, ihr könnt Wundertäter sein, wenn ihr wollt“ (Gr. K. 60).

Solche Wundertäter sind dem hl. Th., auch wenn sie nicht lesen und schreiben können, achtunggebietender als gescheite Köpfe (Gr. K. 51). Doch liegt es auf der Hand, daß das Ideal nicht ohne weiteres gleich auch von seinen Jüngern erfaßt und ohne Schwierigkeit durchgeführt wurde. In Studion war eines Tages über Fragen der Tagesordnung und der monastischen Disziplin disputiert worden. Der eine hatte ein Fasten nach seinem Sinne gewünscht, ein anderer hatte bessere Vorschläge für das Stillschweigen, wiederum einem anderen schwebte größere Wissenschaftlichkeit als Ideal vor. Auch wünschte der und jener statt des bisherigen ein anderes Klosteramt, das ihm mehr zusagte. Damit verbunden waren Eigenbrötleien und Sonderbestrebungen und schließlich die Lockerung des Ganzen. Th. war unglücklich über diese Wahrnehmungen und zeichnete nun vor die Augen seiner Mönche das Bild eines Idealzönobiten, dessen herrliche Züge in der Großen Katechese 35 niedergelegt sind.

Kraft und Macht des Mönchtums

Einer anderen Gefahr suchte der Heilige immer wieder vorzubeugen. Seine Mönche sollten nicht Ausschau halten nach anderen Lebensformen, die ihnen vielleicht durch die Lebensbeschreibungen der Heiligen oder durch lebendige Vorbilder nahegelegt wurden. In diesem und anderem Zusam-

menhange wäre es lehrreich nachzuzählen, wie oft sich Th. des Pauluswortes bediente: „Ein jeder bleibe bei dem, wozu er berufen ist“ (1. Kor. 7, 20). Doch geht er noch einen Schritt weiter.

Er hält den Vorzug seiner Studiten aufrecht gegenüber den Styliten und selbst gegenüber dem großen Eremiten jener Tage, dem jetzt (am 4. November) als Heiligen gefeierten *Wundertäter Joannikios*. Nicht als ob er einseitiger Parteilichkeit gehuldigt hätte. Die Gründe liegen tief und sind schon von den heiligen Mönchsvätern *Basilius* und *Benediktus* angegeben und betont worden. Th. ist so kühn, zu sagen, daß der fromme Sinn der Gläubigen vielmehr dem starken Geschlecht der Gehorsamen in den Klöstern huldigen sollte als der mehr seltsamen als großartigen Lebensart der Säuleneinsiedler.

„Was nützte dem sogenannten ‚Psalmisten‘ seine Säule? Ist er nicht zu einer Zeit geistiger Benommenheit herabgestürzt und heute weder Mönch noch Säulensteher? Und was hat jenem *Sapritas* selbst seine Säule geholfen? Ist er nicht für den Kampf des Glaubens herabgestiegen, um schließlich die Wahrheit zu verraten und Irrlehrer zu werden?! Heute ist er einer der grimmigsten Verfolger. Doch schauen wir auch auf unsere eigenen Mitbrüder! Ging nicht *Petrus der Ältere*, ein gehorsamer Mönch, aus gutem Eifer in die Einöde? Wer ihn kannte, weiß, wie er darauf zurückkehrte und welches Ende es mit ihm genommen hat. *Amphilochios* aber lebt noch. Der war zuerst *Stylit* und hernach *Eingeschlossener*. Und heute ist er ein *Landstreicher* und ehrlos. Nein, das ist eine List des Teufels, fremde Paradiese vorzugaukeln, um uns aus dem eigenen zu vertreiben“ (Vgl. Kl. K. 38).

„Wehe dem Einsamen!“ möchte man bei solcher Rede denken. „Besser zwei zusammen als einer allein. Denn fällt der eine, so stützt ihn der andere!“ (Pred. 4, 9 u. 10.) Und in der Tat war *Studion* zufolge seiner geschlossenen Einheit und Einigkeit zur Zeit der wütendsten Verfolgung eine unüberwindliche Festung der katholischen Wahrheit und bewährte sich mehr als die Einöde und die Abschließung. Ja, gerade in der Gefahr des Kampfes fühlt sich der heldenmütige Abt so recht in seinem Element und anerkennt mehr denn je die Gabe seines unverdienten Berufes. Ein Blick auf die traurigen Schicksale der Kriegsflüchtigen, unter denen auch reguläre Soldaten waren, läßt ihn rufen:

„Haben diese Leute nicht alles, alles verloren, Vermögen und Würden? Kaum daß sie das nackte Leben gerettet haben. Und nun zittern sie vor dem, was hinterher kommt. Denn man wird sie fragen, warum sie ihr Leben nicht eingesetzt haben. Der Dienst des Kaisers kennt keinen Spaß und erheischt, daß der Soldat

ohne Rücksicht auf Vorteile und Ehren und ohne zu mucksen Aug in Aug sich ans Ärgste wagt. Dürften da wir mit Gott hadern, wenn er, um uns ewige Güter schenken zu können, uns eine Kleinigkeit zu tragen gibt? Nein, die Güter dieser Welt sind nicht der Rede wert, wenn sie am ewigen Leben gemessen werden. Selbst wenn wir täglich brennen müßten, so brauchten wir kein Wort darüber zu verlieren. Zudem: wer hat den Gewinn bei unseren Widerwärtigkeiten, wenn nicht wir allein? Gott hat genug und braucht uns nicht. Es ist freie Güte, wenn er uns Verdienst und Seligkeit in Aussicht stellt und auf dem Wege der Geduld uns zu diesem ewigen Ziel führt“ (Kl. K. 94).

Wahrhaftig, ein Abt, der so lehrt und befiehlt, kann seine Leute eine Kerntruppe der Kirche heißen und wie ein siegreicher Feldherr jedem Sturm trotzen, solange die Seinen sich vertrauensvoll um seine Fahne scharen. Nichts hat darum der hl. Th. zur Zeit der Verfolgung von seinen Mönchen mehr verlangt und gepflegt als den Gemeinschaftssinn.

„Wenn wir auch in der Verbannung sind, wollen wir doch als Zönobiten leben und nicht allein oder zu zweien und dreien. Und müssen wir auch die Annehmlichkeiten des geordneten Klosterlebens entbehren, so haben wir dabei das Verdienst der Widerwärtigkeiten. Ununterbrochen kommen ja Brüder und Väter, Freunde und Fremde und Arme, die unsere Zeit und Freundlichkeit in Anspruch nehmen... Da muß jeder an seinem Posten stehen und alle als Glieder eines Leibes dem gemeinsamen Wohl dienen. Sonst haben wir nicht ein friedliches Klosterleben, sondern Aufruhr und Verfall. Wie können da einige beim Morgenrauen in der Auswahl der Geistes- oder Handarbeit dem eigenen Kopfe folgen? Das hieße ich nicht Gehorsam, sondern Auflehnung!“ (Kl. K. 38).

Zu der hier betonten Arbeits- und Gütergemeinschaft kommt als besonderer Vorteil des Zönobiums noch die geistliche Gemeinschaft des Erfolges und Verdienstes. Der eine tut heroische Buße, ein anderer ist ein fleißiger Arbeiter, jeder entsprechend seinen Gaben. Da darf jeder die Leistung des anderen als die seinige betrachten und kann sich freuen am Fortschritt seiner Brüder. Denn das Gute wird wie auch umgekehrt das Böse Eigentum aller (Pap. 37). Nach alldem kann man Th. nur recht geben, wenn er dem Mönchsberuf als sein auszeichnendes Merkmal den Frieden mit Gott und den Frieden mit dem Nächsten zuerkennt, und man lobt seine Rede:

„Selig der Mann, der Tag für Tag wie ein heiliger Stein inmitten seiner Mitbrüder sich meißeln (wälzen) läßt, wie der Prophet sich ausdrückt (vgl. Zach. 9, 16, Septg.). Selig, wer untergeben mit den übrigen beim Essen und Trinken und Schlafen zu sehen ist, dagegen im geheimen immer auf Gott und die ewigen Wahrheiten hinschaut, an sein Sterben denkt und darum von den Leidenschaften sich abkehrt“ (Gr. K. 15). „Ja, die Freude, die der Apostel Paulus eigentlich bei allen

Christen sehen möchte, ist schließlich doch nur im Kloster möglich“, meint der Heilige, „weil man hier sich nicht um Frau und Kinder, Sklaven und irdisches Gut zu kümmern braucht“ (Kl. K. 110). Und wie herrlich ist der eingegangene Tausch! „Verlassen habet ihr, was verwesen will; Unverwesliches ist euch beschieden. Der Eltern beraubt, habt ihr den Herrn zum Vater bekommen. Von den leiblichen Brüdern getrennt, seid ihr Zeltgenossen der Heiligen geworden, ein auserlesenes Geschlecht, ein heiliges Priestertum. Statt der Heimat, die euch trug und nährte, ist das himmlische Jerusalem euer Vaterland geworden, dessen kunstreicher Werkmeister Gott selber ist“ (Gr. K. 23).

Die Tugend des hl. Gehorsams

Der hl. Benediktus will im Kloster den göttlichen Heiland selber als Vater und Herrn betrachtet sehen. Der Abt ist nur sein Stellvertreter in der Regierung des Hauses. Ganz die nämlichen Grundsätze vertritt der hl. Th., der den Gehorsam des Mönchs als die bei weitem wichtigste Klostertugend betrachtet und Abt und Mönche in eins verschmolzen sehen möchte. Um seinen Sinn in dieser Hinsicht zu erfassen, müßte man einfach alles lesen, was der Heilige von Fall zu Fall in seinen Belehrungen vorgetragen hat. Und nicht etwa aus Freude am Herrschen redete er so eindringlich; er macht gelegentlich sogar darauf aufmerksam, daß er früher selbst zur Genüge erfahren hat, was Gehorchen heißt. Aber er weiß auch, Gehorchen hat den Wert eines geistlichen Heldentums, es ist die Kraftprobe von Elitemenschen (Kl. K. 91), und darum verlangt er mutig, was er selbst geleistet hat und auch jetzt noch immer auf seine Art weiter leistet.

„Verherrlicht also Gott mit euren Gliedern, da ihr ja wirklich Glieder am hl. Leibe Christi seid. Opfert euch hin und leget die Früchte eures Gehorsams ohne Aufhören auf dem Altare nieder!“ (Gr. K. 44).

Könnte man eine herrlichere und wahrere Begründung geben und eine größere Einheit schaffen zwischen dem Leben des Gebetes und dem Leben der Arbeit im Kloster? Gehorsam und demütige Unterwürfigkeit nennt Abt Th. deshalb einmal ein in Gold erstrahlendes, von Gott geschenktes Prachtgewand, einen purpurnen Herrschermantel. Nichts in aller Welt fordert dermaßen des Heiligen Hochachtung heraus wie der völlige Verzicht auf Selbstbestimmung (vgl. Gr. K. 45). Freilich liegt so viel in diesem Verzicht; er ist wie eine Schmiedearbeit, in der der wuchtige Hammer das Eisen meistert und formt (vgl. Gr. K. 72). Aber er bedeutet auch das Allheil und macht eigentlich die Untertanen glücklicher als ihren Gebieter. Denn alles Sorgen ruht jetzt auf seinen Schultern. Er allein hat sich vor

Gott für seine Befehle auszuweisen (vgl. Gr. K. 2) und denkt mit Entsetzen an diese seine Stunde. Th. versichert:

„Ich erschrecke, so oft ich an die Rechenschaft denke und gerate beinahe außer mir. Ihr aber dürft unbesorgt sein, ihr willig Gehorchenden, da ihr alle Sorgen auf die Regel der Unterwerfung abwälzen könnet . . . Freilich, welche Antwort werden die vor dem furchtbaren Richterstuhl Gottes geben können, welche die Unterwürfigkeit beschneiden“ (Kl. K. 13). „Bei ihnen trifft das Apostelwort zu: Ein Hund kehrt zurück zu dem, was er ausgespien, und das Schwein kommt aus der Schwemme und wälzt sich doch wieder im Kot“ (vgl. 2 Petr. 2. 21 f. — Kl. K. 13).

Wie wenig der Heilige von Studion in Fragen des Gehorsams Spaß verstand, zeigt deutlich eine Gelegenheit, wo offenbar ein schweres Stück, fast eine heroische Handlung in Frage stand und wo ein hl. Benediktus wohl mit sich hätte reden lassen. Einige hatten Schwierigkeiten erhoben, eine Seereise anzutreten, die für Leben und Gesundheit eine Gefahr bedeutete.

„Was sagst du?“ rief ihnen Th. zu, „Gehoram bis zum Tode hast du geschworen und nun willst du dich einem Dienst entziehen, zu dem du durch Gottes Gnade tauglich bist!? Das ist der Ruin des Gehorsams. Doch du sagst: „Ich fürchte die Seefahrt.“ Du fürchtest die Seefahrt, weil es dir am Glauben gebricht und du dort Schrecken suchst, wo keine sind. Hättest du Vertrauen auf den Gehorsam, dann würdest du nicht nur übers Meer fahren, sondern mit nacktem Körper dich in die Wellen stürzen und jenen Mönch nachahmen⁴, der, gestützt auf das Gebet seines geistlichen Vaters, furchtlos über einen Gießbach setzte und zur Verwunderung seiner Zuschauer glücklich am jenseitigen Ufer ankam. Der Gehorsam wird auch Herr über die wilden Tiere. Zeuge dessen ist der Mönch, der im Auftrage seines geistlichen Vaters die Hyäne fesselte. Der Gehorsam wird selbst bei den Toten zum Wundertäter, wie jener Akakios bewies, der noch im Grabe seine Stimme erhob. Doch was führe ich diese Beispiele an, wo der eingeborene Sohn Gottes selbst gehorsam ward bis in den Tod, ja bis in den Tod am Kreuze . . .“ — Dann führt Th. die abschreckenden Beispiele des verweiger-ten Gehorsams an (Adam, Saul) und begründet den Gehorsam aus der Zusammengehörigkeit der Mönche zu einem Leibe mit den verschiedenen Funktionen (Kl. K. 125). „Was dem Ganzen nicht zugute kommt und nicht nach dem Befehle des geistlichen Vaters geschieht, mag es auch eine Lesung sein oder ein Psalmengebet oder ein guter Rat oder Abtötung oder Frömmigkeit oder Nachwachen, wenn es vielmehr der Eigenliebe entspringt, so geschieht es im Dienste der Sünde“ (Pap. 43).

⁴ Vgl. des Abtes Dorotheus Geistl. Gespräche, Kevelaer 1928, S. 47.

Die Frucht des Gehorsams pflücken heißt also, den ganzen Menschen bis in die Tiefen der Seele hinein umformen nach dem Urbilde Christus. Und diese Umwandlung tritt schließlich sogar nach außen in die Erscheinung:

„Das Antlitz des Gehorchenden ist gesenkt, seine Haltung anspruchslos, seine Rede freundlich und kurz. Nie spricht er von seiner Herkunft oder seinen Klosterjahren, noch daß er einmal eine Würde im Kloster innegehabt und Schweres überstanden hat. Dazu ist er voll der Ergebung und eine brauchbare anstellige Kraft und was man sonst wünschen mag, verzieht nicht die Brauen, tritt bescheiden auf und maßt sich nicht an, wie ein Richter sich in Fragen zu ergehen und Rechenschaft zu verlangen. Selbst den Gedanken an so etwas läßt er bei sich nicht aufkommen. Er dient mit allem Eifer so gewissenhaft, als ob er nicht für Menschen, sondern für Gott selber arbeite, läßt sich nicht drausbringen, sucht für sich das Schwerere aus und hat seine Freude daran, wenn er anderen eine Mühe abnehmen kann, weil er sich dadurch einen größeren Schatz im Himmel sichert. Ja, wir müssen uns so sehr in Liebe aneinander schließen, daß jeder für seinen Bruder geistig und körperlich seine Seele hingibt“ (Gr. K. 47).

Wer kann leugnen, daß der Heilige bei solcher Auffassung das Gehorchen eine Opferfeier nennen kann, in der Gott wohlgefällige Gaben dargebracht werden (Pap. 53)?

Gehorchen ist darum so recht der Weg zum Glück und erinnert an das Wort eines Heiligen: „Lieber sterben als nicht gehorchen!“ Auch im Kloster Studion war damit freilich jener Dämon nicht gebannt, der die Herzen zum Murren aufreizt und wohl überall einen oder ein paar Freunde hat. Wie oft warnt der besorgte Vater vor diesem unheimlichen Klosterübel und sucht die Herzen der Seinen so mit Gott unablässig zu beschäftigen, daß sie für Kritik gar keine Zeit und keine Lust übrig haben! Einen besonders hohen Damm wirft er gegen faule Elemente auf, die ansteckend auf die gesunden Seelen wirken können. Zunächst sind es Weltleute, die vom Klosterleben nichts verstehen und mit dem Gift ihres Urteilens den Seelen schaden. In Studion wurde diese Erfahrung auch gemacht. Um ihr zu begegnen, war der Abt bestrebt, das brüderliche Zusammenleben und den Gemeinsinn zu heben und zu schärfen.

„Verwachset unzertrennlich ineinander. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber der Herr hat sich meiner angenommen. Gott selber also ist unser Vater und unsere Mutter und unser Bruder. Machen wir uns dessen würdig“ (Gr. K. 18).

Einen schärferen Ton schlug der Studitenabt bei einer Gelegenheit an, wo es innerhalb des Klosters gährte und einige Mönche angingen, das Para-

dies des Klosters zu bemängeln. Sie träufelten mit arglistiger Heimlichkeit Gift in die Herzen der Unerfahrenen, indem sie sprachen:

„Gehen wir weg von hier. Der Abt ist lästig, der Kantor ein widerlicher Mann, mit dem Cellerar weiß man nicht, woran man ist; viel Lärm um nichts. Alle befehlen, alle wollen mitsprechen. Die Last solcher Widerwärtigkeiten zu tragen und anderen und sich selbst zu helfen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Kommt, wir gehen!“

„Wenn jemand so anfängt,“ ruft Th., „dann lauf weg und halte die Ohren zu, um ihn und dich selbst zu retten. Ich habe übrigens gehört, daß einige von den Gefallenen mit Achtung reden. (Es war das zur Zeit der Verfolgung, wo einige Martyrer, einige wenige aber schwach geworden waren.) Aber sie sind es nicht wert, in eurer Erinnerung einen Platz einzunehmen. Es geht nicht an, daß ihr sie anders als mit ihrem einfachen Namen (nicht ‚Bruder‘ oder ‚Herr‘, ‚Kyrios‘) nennet. Wenn die Apostel von Judas sprechen, nennen sie ihn auch nur Judas, Verräter oder Dieb“ (Pap. 44).

Monastische Demut und Wandel vor Gott

Wer die Klippen, die den Gehorsam bedrohen, glücklich meidet, dem ist das Glück beschieden, und Th. versäumt nicht, gelegentlich auf das Beispiel jenes Mönches bei Dorotheus hinzuweisen, der fürchtete, auf einem Abweg zu sein, weil ihm so wohl zu Gemüte war. Auch der hl. Benediktus spricht von einem außerordentlichen Seelenglück im Kloster, das freilich durch Kämpfe erkaufte werden muß, und verheißt es allen, die entschlossen ans Werk gehen und in der Demut wohl begründet sind (Schluß des Prologes und Kap. 7). Er legt nicht weniger als Th. den höchsten Wert auf die Demut und augenblicklichen Gehorsam und widmet diesem Gegenstand die längsten aszetischen Kapitel. Demut war ihm wichtiger als alle später so gerühmte Kulturarbeit. Von den sogenannten Instrumenten der guten Werke geht die Hälfte auf die Lehre der Demut zurück. Auch Th. reicht der Demut die Palme, wenn er betont:

„Nicht schreiben, nicht psallieren, nicht Messer putzen ist's, was den Mönch ausmacht. Großartiges Auftreten, sich in Prachtgewänder hüllen und weichliche und weibische Manieren annehmen ist's noch weniger; oder sich nach Art der Weltmenschen brüsten und den Tugendmeister spielen: Alles das und vieles andere ist nicht die Leistung des Mönches. Nein, die Aufgabe des Mönches ist es vielmehr, der letzte sein wollen und alle anderen sich vorziehen, nicht unbedacht-sam sein und gern das Los der Demütigen teilen, mit ihnen seine Schuld bekennen und ohne Neid und Hader die Liebe üben, das macht den Mönch aus“ (Gr. K. 64).

Ja, Th. sieht es so gern, wenn seine Mönche ihr „hemarton“ („ich bin schuld“) oder „synchoreson“ („Verzeihung!“) sprechen (vgl. Pap. 55) und erwartet von der Übung der Demut einfach alles, wie er umgekehrt von der Hoffart das Schlimmste fürchtet. „Gott haßt ja nichts so sehr wie einen Hoffärtigen“ (Gr. K. 67). Einige hatten sich vorgedrängt und Einfluß gesucht. Der heilige Abt sprach seine Verwunderung aus, daß sie nicht zuerst in den Tugenden den Vorrang gesucht hätten. Von den regulären Übungen hatten sie sich gedrückt und waren als Murrer und laue Mönche bekannt. Keine Spur von Zugeständnis, das er vielleicht solchen Elementen gemacht hätte, um ihnen gerecht zu werden. Nein, wer den Vorrang anstrebt, muß Werke aufweisen, wenn er keine Schande erleben will! (Gr. K. 37).

Abgetan waren damit die täglichen Menschlichkeiten allerdings nicht, und die Anzeichen von gegenseitigen Verdrießlichkeiten, Streitereien, Störungen des guten Einvernehmens und gereizte Gemüter waren für den Abt des Klosters eine beständige Mahnung zur Wachsamkeit und immer wieder auch zu einem starken Wort. Ohne Hehl beklagte er sich und konnte ausrufen:

„Woher all das? Vom Mangel der Demut. Die Kindheit unreifer Sitten dürft ihr verabschieden. Lieber sollt ihr Kinder an Bosheit sein (vgl. 1. Kor. 14. 20)! Warum sind denn aus unserem Kloster so manche, die gestorben oder auch noch leben, so glücklich geworden, so tief glücklich? Weil sie nichts aus sich machten und bereit waren, sich mit jedem Ereignis abzufinden“ (Gr. K. 25). „Und keine Furcht, daß du dabei verlierst! Siehst du denn nicht, wie der Tugendhafte, wo er sich aufhalten mag, ein Wohlgeruch Gottes ist? Es wäre gegen die Natur der Tugend, wenn sie verborgen bliebe. Wer ihr ergeben ist, wird allen offenbar, wie die Schrift bezeugt: ‚Keine Stadt auf Bergeshöhe kann verborgen bleiben‘“ (Kl. K. 43).

Diese Stadt ist die Menschenseele (Kl. K. 43). Und der Kaiser liebt stattliche Menschen; der König im Himmel droben aber Menschen, die im Geiste andere überragen. Wieder sind das die Demütigen, und wären sie so schlicht und unscheinbar wie der Bruder Thaddäus. Dieser Studit war von Geburt ein Skythe, also vor dem Auge eines Griechen eigentlich ein minderwertiger Mensch und jedenfalls für ihn schon darum ohne Bedeutung, weil er nicht einmal lesen und schreiben konnte. Indes besaß er ein großes geistliches Kapital an seiner Demut, war ein rührend einfacher Mensch voll Glauben und Unterwürfigkeit und erhielt später die Gnade des Marty-

riums. Kein Wunder, daß Th., sein Meister und Vater, oft und oft wie verzückt von ihm redet und in vielen Briefen sein Lob verkündet. Er knüpft an die Erinnerung an diesen seinen Liebling die Mahnung:

„Willst du groß im Himmel werden, so stell' dich auf den letzten Platz auf Erden!“ (Kl. K. 43).

Eine besondere Übung der Demut war in der Abtei Studion das Schuldbekennnis, das offenbar privatim stattfand und zu dessen Entgegennahme der Abt fast täglich eine frühe Morgenstunde freihielt. Alle vierzehn Tage kamen die einzelnen an die Reihe, und manche zeichneten sich aus durch ungeschminkte Offenheit und Zutraulichkeit. Wahrscheinlich war diese Anklage zugleich eine sakramentale Beicht und damit ein besonders mächtiges Hilfsmittel der inneren Reinigung. Der Heilige war darum sehr bekümmert, als ihm einmal die Anklagen zu kurz vorkamen; die Eröffnung sei doch eine große und wichtige Übung des Tugendlebens.

„Ich würde mich ja freuen, wenn euer Fortschritt die Ursache der Erscheinung wäre . . . So aber muß ich feststellen, daß der Abfall vom Ideal die Schuld trägt. Sehet doch, wie die alten Mönche durch die Eröffnung Heilige geworden sind . . .“ (Kl. K. 133).

Eine andere Art von Aussprache, die der Mönch unablässig pflegen soll und auf die letzten Endes alles andere im Kloster ankommt, ist der beständige Aufblick zum Herzenskenner. Der hl. Benediktus betrachtet dieses Wachsein für Gott als wichtigste Leistung der Demut und Grundlage des gesamten Tugendbaues. Also mag in diesem Zusammenhang von der Erinnerung an Gott und vom Gebete, wie es in Studion Übung war, die Rede sein. Die Erinnerung an die göttliche Allgegenwart galt dem hl. Abte als Allheilmittel. Er wagte darum die Behauptung:

„Wenn der Teufel es nicht fertig bringt, die Erinnerung an Gott aus den Seelen herauszunehmen und sie gewissermaßen zur Gottesleugnung zu verführen, wird es ihm schwerlich gelingen, den Geist zu Lust und Sünde zu verführen“ (Kl. K. 10).

Das gilt von vorübergehenden Störungen des inneren Gleichgewichtes; das gilt auch von der gesamten Seelenhaltung. Vielleicht hat dir einer ein hartes Wort gesagt. Warum, mein Sohn, dich gekränkt fühlen? Hat nicht Christus, unser Gott, sich sagen lassen: du bist besessen! (Gr. K. 64). Ist diese Erinnerung zu normalen Zeiten ein glimmendes Feuer, so kann es sein, daß die Zeit der Seelennot ein heißes Emporflammen der Glut erreicht. Hat zum Beispiel ein Mönch ein erstorbenes Herz, das gewissermaßen schon in die Binden der Leidenschaften eingewickelt ist, soll er wie

Maria und Martha dieses sein armes Herz dem Herrn empfehlen und das Wort verlangen: „Lazarus, komm hervor!“ Heraus aus der Leidenschaft zur Freiheit von ihr! Denn was vermöchte dem Worte Widerstand zu leisten und der Stimme Gottes sich zu widersetzen?! Ohne heißes Ringen geht es natürlich nicht ab. Aber wie damals bei den Schwestern des Lazarus ist jetzt Gott bei dir. Vertraue also seiner Macht. Er sagt ja selber: Mein Vater arbeitet bis heute, und auch ich arbeite. Es ist seine Lieblingsbeschäftigung, Tag für Tag den Geist vieler Lazarusse aufzuwecken und ins Leben zurückzurufen (Gr. K. 8). Wandel vor und in Gott ist also Seelenseligkeit und Vorbereitung der ewigen Vermählung; man muß die Seele wie eine Braut des Herrn gegen jede Bedrohung durch den Feind und gegen jede Verunehrung schützen. Wer von dieser Verfassung ablöst und sich in törichten Wünschen verliert, dessen Schifflein gerät in schweren Sturm und wird dem Wogendrang erliegen, wenn der Herr nicht hilft (Kl. K. 47).

Psallieret weise!

Sollte man es nun glauben, daß gerade für einen Studiten hier eine Klippe zu vermeiden war? Sollte Gott, sollte die Versunkenheit in ihn etwas Verhängnisvolles an sich haben können? Ja, in der Tat bedeutet es für die weniger erleuchtete, vielleicht darf man sagen für die populäre Frömmigkeit eine Gefahr, um der Andacht willen der Gemeinsamkeit des Betens und des Zusammenlebens aus dem Weg zu gehen und im verführerischen Dämmerlicht sentimentaligen Eigenwillens dem Phantom übertriebener Weltabgeschlossenheit Kerzen aufzuzünden. Wenn irgendwo, muß hier die vom Heiligen als die Mutter aller Tugenden gepriesene weise Findigkeit und Maßhaltung die Fährte weisen und sorgen, daß sich das gesamte Gemeinschaftsleben überhaupt und im besonderen auch das feierliche Gotteslob, diese Ehrenaufgabe der Mönche, reibungslos vollziehen können. Der Studitenabt legt, um mit dem letztgenannten Punkt zu beginnen, das höchste Gewicht auf würdevolles Psallieren und auf glanzvolle Feier des heiligen Dienstes. Davids geflügeltes Wort „Psallieret weise!“ wurde im Kloster Studion oft gehört und wiederholt und durchwaltete als heilige Devise den herrlichen Chordienst dieser frommen Männer. Was der Drang eigenbrüteliger Andachtsweise dabei für Opfer bringen mußte, erkennt man leicht, wenn man die zahlreichen und nicht immer einfachen Vorschriften sich vor Augen hält, die beispielsweise heutigentags mit der Feier des Gotteslobes notwendig verbunden sind und die in der byzantinischen Epoche bekannt-

lich eine Hochblüte erlebten. Hier war Genauigkeit unter Umständen besser als eine Andacht, die sich von der gemeinsamen Handlung loslöste und dadurch sofort als Störung des Ganzen bemerkbar machte. Es waren unzweideutige, kräftige Worte, die der Abt eines Tages seinen Mönchen sagte:

„Gestern mußte ich wegen der Psalmodie ernstlich böse über euch werden. Und nun möchte ich euch bitten, ordentlich und vorschriftsmäßig die Psalmen zu beten. Wenn ihr so fahrlässig und verschwommen daherbetet, muß das den Heiligen Geist betrüben. Von ihm stammt ja die Losung ‚Psallieret weise!‘ Das aber heiße ich nicht weise psallieren, wenn im Chor die zwischen zwei Verse tretende Pause nicht eingehalten wird, man mag nun mit lauter oder gedämpfter Stimme, langsamer oder rascher psallieren. Kraft und Aufmerksamkeit mögen vielleicht mitunter versagen; aber dann soll einer den anderen leise stoßen, damit ja die gute Ordnung nicht leidet. Ist dies schon bei allen anderen Dingen das Schönste, dann erst recht, wenn wir mit Gott verkehren“ (Kl. K. 99).

Der Glanz und die Herrlichkeit des klösterlichen Berufes sollte bei den großen Festen gerade in einem würdigen Äußeren der Festfeier zur Geltung kommen und war dadurch geeignet, auch die Gäste zu erbauen.

Das Fest des Klosterpatrons, des hl. Vorläufers Johannes Baptista, wurde mit besonderem Pomp begangen, und es ergingen dazu auch Einladungen an auswärtige Mönche. Th. lag dann viel daran, daß die Gäste ein wohlgeordnetes Kloster vorfanden, in dem die Regularität und kraftvolles und selbstloses Zusammenwirken ihr Bestes leisteten. Im Chordienst, dem an solchen Tagen noch größere Wichtigkeit als sonst beigemessen wurde, sollte keiner fehlen, und alle sollten in erhebender Einigkeit die Festgesänge des Beschützers von Studion zum Vortrage bringen (Gr. K. 13).

Nicht als ob der Abt einem äußerlichen Mechanismus der Frömmigkeit gehuldigt hätte. Keiner war einem solchen mehr feind als der Abt von Studion. Aber er erkannte, daß gerade hier der Gehorsam das beste Regularativ der Frömmigkeit und des gottgeeynten Lebens ist.

Er stellt sich selbst einmal die Frage: Wie kann einer bei so vielen äußeren Leistungen dem Grundsatz treu sein: Den Blick zur Erde, den Geist zu Gott empor (Gr. K. 64)? Dann antwortet er: „Wenn wir nur wollen, geht das überaus leicht und viel leichter als bei solchen, die rein der Beschauung leben. Denn deren Geistesrichtung ist eigenwillig, selbtherrlich und äußerer Beeinflussung abgeneigt Hier hingegen wird die Innenschau durch das Martyrium der Verleugnung des Willens, den unausgesetzten Dienst und die persönliche Zurechtweisung so lebendig wie möglich erhalten und das Apostelwort bewahrt.“

Th. spricht an jener Stelle zunächst von der beständigen Erinnerung an den Tod, die eine besonders heilsame Art der Innenschau darstellt: „Täglich sterbe ich“ (1. Kor. 15, 31). — „Und das“, so bemerkt Th. dazu, „war doch nicht die Rede eines gottseligen Einsiedlers, sondern eines Mannes, der inmitten von tausend Widerwärtigkeiten leben mußte“ (Kl. K. 28).

Der Gedanke an den Tod

ist in der aszetischen Lehre des hl. Th. von beherrschender Bedeutung wie übrigens auch in der Regel des hl. Benediktus, die zur täglichen lebhaften Erinnerung an das Sterben auffordert. Die großen Gesetzgeber des geistlichen Lebens tun damit nur das, was vor ihnen die Heilige Schrift auf verschiedene Weise einprägt. Wenn der Abt von Studion zu bedenken gibt, daß unser Leben dem flinken Läufer und dem vorbeihuschenden Vogel gleicht und, an der uferlosen Ewigkeit gemessen, nur flüchtiger Augenblick ist (Gr. K. 44), so ist das eben nur die Wiedergabe der gottinspirierten Wahrheit, die nicht genug auf den Unwert des zeitlichen Lebens an sich hinweisen und ihr *Vigilate* nicht oft genug wiederholen kann. Überhaupt gibt es kaum einen Punkt des monastischen Lebens und Strebens, den Th. nicht im Lichte der geoffenbarten Wahrheit zu erkennen und zu empfehlen sucht. Wie trostlos ist es für Fleisch und Blut, zu wissen: Ich muß sterben! Ein wahres „Mysterium des Schreckens“. Und doch vermag der Gedanke an ihn, in die Geheimnisse des Glaubens, eingetaucht und gleichlaufend mit dem Gedanken an den allgegenwärtigen Gott, das Wunder unserer völligen Umwandlung zu wirken und ist ein Zaubermittel, das unaufhörlich die Gewissen reinigt, erhebt und zum höchsten Streben emporzieht (Kl. K. 8), besonders wenn die schauende Seele weiter denkt und sich um ihr Schicksal vor dem Richter kümmert und die Pein der ewigen Hölle wie mit Augen sieht. Zugleich liegt in der Übung, immer und immer wieder an den Tod zu denken, eine Steigerung der Sehnsucht nach dem ewigen Leben begriffen, da uns so zum Bewußtsein kommt, daß wir keine bleibende Stätte hienieden haben und das wahre Vaterland droben auf uns wartet (Hebr. 11). Dorthin sind unsere Väter und Brüder uns vorausgegangen. Warum also an diesem kurzen Augenblicksleben so zäh festhalten? warum uns sträuben gegen den Abschied?! Ist es nicht unvernünftig, wenn Verbannte die Heimkehr, der Soldat den Frieden fürchtet? Darum ja haben wir gerade der Welt den Rücken gekehrt und das Leben als das genommen, was es wirklich ist: eine Einübung auf den Tod. Diese Übung löscht jede Begierlichkeit

und Trägheit und Feigheit aus und macht uns zu Erben der ewigen Güter (Kl. K. 76). Wäre dieser Zug vermehrter Ewigkeitshoffnung nicht dem Todesgedanken Th.s beigegeben, müßte man fast sagen, daß eine extreme Weltabkehr in Studion den Geist regierte. Ganz läßt sich dieses orientalische Moment aus Th.s Schriften jedoch nicht herausdeuten. Die Erinnerung an den Ausspruch des sterbenden Hesychius, des Chorebiten: „Niemand, der weiß, was sterben heißt, kann jemals sündigen“, oder jene mitunter zitierte Frage eines Altvaters: „Was hat mein Bruder, daß er lachen kann?“, sind ein Ausfluß dieser etwas finster scheinenden Einstellung (Gr. K. 70). Damals war jenes mildernde Element noch nicht gar tief in die Ascese eingedrungen, das mit Recht Gottes Barmherzigkeit auch beim Todesgedanken nicht missen will und darin süßen Trost empfindet. Die Studitenmönche sollten übrigens die Todesfurcht der Welt nicht mitmachen, mahnte Th. Die Trennung von Weib und Kind und tausend Wünsche und Anhänglichkeiten lassen es allerdings begreiflich erscheinen, daß Weltleute vor dem Tode zittern.

„Für uns aber, die wir nichts als das Kreuz für uns behalten haben, ist der Tod als das beseligende Geheimnis der Rast zu betrachten. Und nicht nur wir, sondern alle Christen dürfen freudvoll dem Tod ins Auge sehen. Denn nachdem Christus das Leben aller, für jeden den Tod gekostet hat und nachdem der Tod im Sieg verschlungen ist, geht es im Tode nicht mehr abwärts ins Reich der Finsternis, sondern empor in die Herrlichkeit des Himmels, die Gott allen denen bereitet hat, die ihn lieben. Darum keine Furcht, sondern Sehnsucht nach dem Tode!“ (Kl. K. 126).

Solche Worte freuen uns bei Th. doppelt, weil sie selten sind. — An Gelegenheiten, über den Tod zu reden, fehlte es dem hl. Abte nie. Das Kloster war ja sehr stark bevölkert und hatte zudem viele Wohltäter und Freunde unter den Beamten und Vornehmen, nicht zu reden von den Angehörigen der Mönche, die doch auch nicht aufhörten, mit den Mönchen in Verbindung zu stehen. Da verging selten eine längere Zeit, ohne daß der Tod sich meldete. Einmal war es ein Bischof, der im Kloster sein letztes Stündlein erwartete, dann wieder ein Mönch und nicht selten gleich zwei oder drei auf einmal, die ihren Weg zum Himmel nahmen. Der Studit Liberius war plötzlich gestorben und wie ein Schlafender auf der Seite liegend in seiner Zelle aufgefunden worden (Kl. K. 112); dann beschäftigte der Heimgang des Mönches Jakobus und der Todeskampf des Basianus die Gemüter. Da sagte Th.: Können wir denn unsterblich sein? Werden wir

nicht alle den Kelch trinken, den unsere Vorgänger trinken mußten? Selig darum die Seele, die sich immer reinigt, jede Anhänglichkeit los geworden ist und Gott allein anhängt, die sich den Besitz der Liebe und Hingebung gesichert hat und täglich voll Freude den Tod erwartet (Gr. K. 26). Ist dann der große Augenblick gekommen, „dann schickt Gott vom Himmel her den Todesengel, uns von den Banden des Leibeslebens zu lösen und zu Gott, unserem Schöpfer und Lebendigmacher, zu führen“ (Gr. K. 70).

„Laufet also hurtig voran und lasset euch vom Teufel nicht stören noch zu Falle bringen. Salbet eure Füße mit dem Öl der Geduld, auf daß ihr in eurer Kraft gestählt den Wettlauf besteht... Sprechet nicht: Wie lange denn noch? Denn das ist die Ausrede der Trägen. Wir leben doch keine tausend Jahre. Im Alten Testamente gab es Menschen von neun-, acht- und dreihundert Jahren; zumindest erreichten sie hundert Jahre. So Noe, Henoch, Enos, Abel, Abraham, Job und die anderen Diener Gottes. In unseren Tagen gelangt man kaum zu seinen 70 Jahren... Wir sehen sogar, wie man in unentwickelter Kindheit oder wie man als Knabe vor dem Jünglingsalter sterben kann... Wir tun somit gut daran, wenn wir uns heute und jeden Tag für den Tod bereit machen. Mit diesem Gedanken beschäftigt, brachten unsere Väter diese kurze Erdenzeit zu“ (Gr. K. 16).

Heilige Armut

Die Mönche von Studion sahen, wie die Welteitelkeit und die Ansprüche an das Leben bis an die Mauern des Klosters brandeten. Und viele der zweihundert jetzt noch mit Namen bekannten Klöster der Kaiserstadt standen damals nicht auf der Höhe ihres Berufes. Dem hl. Abte war es darum keine geringe Sorge, den Schatz der hl. Armut nicht verkommen oder in seinem hellen Glanze trüben zu lassen. Er betrachtete seine Mönche wie eine Art geistlicher Großkaufleute und sah sie im Lichte des Glaubens reich an allen wahren Gütern. Was ist auch das Gold eines Krösus und Crassus gegen den Besitz eines heiligen Petrus oder Paulus? eines heiligen Benediktus oder Ignatius?!

Wir sind reich, indem wir mit Gebet und Tränen, Buße und Leidenschaftslosigkeit das ewige Leben verdienen. Speise und Trank und Kleidung und was sonst der Körper braucht, wollen wir nur soweit suchen, als wir dessen zum Leben und zur Erfüllung der Gebote bedürfen (Kl. K. 121). Warum doch verläßt sich der Kaiser auf sein Gold und seine Kriegerscharen? Warum pocht der Mächtige auf seinen Besitz und seine Herden? Warum verläßt sich der Reiche auf die Unsicherheit seines Reichthums? Wehe ihnen! denn sie gehen mit Kain und Balaam und Core. Doch fürchte ich, daß auch ihr vom Fluch erfaßt werdet. Denn einer

unternimmt lange Reisen, um sich ein väterliches Erbeil herauszuprozessieren; ein anderer macht große Kraftanstrengungen, das Gewonnene zu vermehren; wieder ein anderer hat es ganz gegen den Geist des mönchischen Lebens habgierig darauf angelegt, diesen oder jenen Erwerb zu machen.

Man vergegenwärtige sich, daß dieser Tadel zur Zeit einer Verfolgung ausgesprochen wurde, wo das Kloster Studion geschlossen war und die Mönche in ganz kleinen Gruppen zusammen lebten und für ihren Unterhalt sorgen mußten.

Die Weltleute, die für Frau und Kinder zu sorgen haben, mögen einigermaßen zu entschuldigen sein. Euch aber, denen die Welt gekreuzigt und das Kreuz zum Schatz geworden ist, welche Ausrede wird euch entschuldigen? Denn es steht geschrieben: „Die Mächtigen werden mächtige Qualen leiden.“ Sehet doch auf die alten Geschlechter und beachtet, ob jemand, der sich auf den Herrn verlassen hat, getäuscht worden ist. Abraham wurde auf Gottes Befehl heimatlos. Aber Gott machte ihn zum Vater vieler Völker. Jakob zog mit dem einzigen Reisetab ausgerüstet nach Mesopotamien. Aber als reicher Mann kehrte er wieder. Josef wurde als Sklave nach Ägypten geführt, jedoch um auf diesem Weg zur königlichen Ehre zu gelangen. Elias wurde von Jezabel verjagt und kam in Not. Aber ein Rabe ernährte ihn. Besitzlos durchzogen die Apostel die Welt. Aber sie haben dieselbe überwunden. Auch ihr habet in den Jahren der Verfolgung Gottes Verheißungen sich bewahrheiten sehen. Warum also diese Bosheit? Was soll dieses törichte Verhalten? Das ist die Quelle der Ruhelosigkeit, der Streitereien, der Eigenbrötelei und der Abschließung . . . (Kl. K. 120).

Über Engherzigkeit hatten sich die Mönche von Studion übrigens nicht zu beklagen und erhielten vom Vater des Klosters alles neidlos zugestanden, was sie billigerweise erwarten konnten. Wir wissen aus den Bestimmungen von Studion und vielen Andeutungen in Werken des Heiligen, daß die Strenge der Wüsten- und Bergmönche Ausnahmeerscheinung war und nicht einmal ohne weiteres des Abtes Billigung gefunden hat. Worauf es ihm vor allem ankam, das war die innere Armut und Losschälung. Und da allerdings verlangte er mitunter Heroisches. Auf einen Wink des Heiligen entfernten die Studiten alle Bronzezieraten beziehungsweise alle aus Bronze gefertigten Gegenstände, die im täglichen Gebrauche waren: Schreibzeug, Fingerhüte, Messergriffe, Schlüsselringe, Knöpfe und Kleiderverschlüsse und Lampenketten, soweit sie nicht in der Kirche verwendet wurden; all das wurde aus dem Gebrauche entfernt, soweit es entbehrlich war und durch geringwertigere Gegenstände ersetzt werden konnte. Das nämliche Schicksal traf den Bein- und den Elfenbeinschmuck an Mänteln,

Riemen und Messern. Auch Gürtel aus Seide und mit reichen Mustern und Schnitzereien aus Buchsbaumholz am Mobiliar wurden verpönt. Th., der nichts ohne Befragung der Vergangenheit und der Basiliusregel unternahm, berief sich bei diesen einschneidenden Maßnahmen auf den großen kappadokischen Mönchspatriarchen; dieser habe alles, was nur der Verschönerung diene, als Großtuerei verworfen. Auch auf die Weltleute konnte der Abt sich berufen. Sie würden beim Anblick derartiger Luxusgegenstände sagen:

„Wälzen sich diese Mönche denn nicht ganz im gleichen Schlamm wie wir?“ „Ich selber,“ fügte Th. hinzu, „habe, als ich noch in der Welt war, so geurteilt, wenn ich Mönche sah, die in Glanz und Herrlichkeit auftraten und vielleicht gar auf hohem Roß, das prächtig gesattelt und aufgezümt war, dahengeritten kamen. Um so lieber sah ich den schlichten Fußgänger, der ohne überflüssigen Putz und ohne den Duft von Wohlgerüchen seines Weges ging.“ — Den Tadlern seiner Strenge, die den Einwurf machten: „Man muß auf das Große sehen!“ gab er zur Antwort: „Es ist das A B C, und das muß jeder können, der zu einer höheren Stufe aufsteigen will“ (Pap. 20).

Im folgenden Vortrage konnte Th. auf den Segen der hl. Armut in der Richtung hinweisen, daß Gott das Kloster zeitlich segnete.

„Der größte Teil von euch“, sagte er, „setzt sich zusammen aus Armen, die keine Einkünfte haben. Wer vermöchte diese große Menge zu ernähren und alles für sie zu beschaffen, was wir notwendig brauchen, wenn nicht der Finger Gottes es wäre, der sich damit abmüht (Th. selbst!). Ihr seht in der Tat, daß Greise und Kranke und Bettlägerige und Knaben und Kinder, übrigens auch viele Städter (wohl Almosenempfänger) alles Notwendige vom Herrn erhalten. Ist das nicht der Bewunderung und des Dankes wert? Aber Gott läßt sich ja herab, wenn er jemand mit der Erfüllung seiner Gebote ernstmachen sieht, und deckt unbekannte Hilfsquellen für sie auf“ (Pap. 21).

Wie traurig, wenn da noch einer auf Eigenbesitz versessen ist! In der 66. Großen Katechese beklagt Th. den Tod eines Studiten, bei dem zwei Silberstücke gefunden wurden. Das ganze Kloster mußte für ihn Buße tun.

(Fortsetzung folgt.)